

# Niederheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnützige

Monatschrift

fürs Jahr 1792.



Achtes Heft. August.

## I.

Belehrungen über die Verfertigung  
guter Barometer und Thermometer  
und deren Gebrauch im ge-  
meinen Leben.

**D**iese Werkzeuge sind heutzutage so gemein,  
daß fast jeder Bauer dergleichen besitzt,  
und sie wenigstens in der Ernte fleißig zu Rathe  
ziehet. Die Italiäner welche sich mit dem Ver-  
fertigen und Herumtragen derselben abgeben, ha-  
ben daran einen guten Verdienst, der diesen, ge-  
meiniglich, armen Leuten, recht wohl zu gönnen  
ist. Nur wäre zu wünschen, daß sie selbst mehr  
Kenntnisse von ihrer Waare hätten, und dieselbe  
nicht so unverantwortlich verpfuschten.

N. U. II. Band.

E

Ihre

Ihre Barometerrohren sind insgemein zu enge, und ihre Thermometerrohren zu weit. Erstere nehmen sie, um am Quecksilber zu sparen, und letztere damit ihnen das Füllen nicht so viele Mühe verursache, welches sie sich über die noch, durch gefärbten Brandwein erleichtern. Dies hat den Erfolg daß das Barometer sehr träge gehet, und das Thermometer beinahe ganz stille stehet. Die Scalen oder Zettel welche sie daran kleben, sind sehr grob und unrichtig getheilt, und befinden sich selten an der rechten Stellen.

Folgende Belehrungen, sollen nun nicht dienen, diesen Leuten ihren Verdienst zu schmälern, sondern nur diejenigen Liebhaber, welche es um gute und richtige Werkzeuge zu thun ist, in den Stand zu setzen, sich solche, mit ihrer Behülfe, selbst zu verfertigen.

Was nun erstlich das Barometer betrifft, so kaufe man vom Italiäner bloß die Röhre, und fülle sie selbst. Man nehme die weiteste, welche zugleich recht klar und helle ist. Wenn man ihm eine solche, die an dem einen Ende gehörig zugeschmolzen, und an dem andern mit einem Gefäßchen versehen ist, und zu deren Füllung etwa ein halbes Pfund Quecksilber erfordert wird, mit einem halben Gulden bezahlt, so hat er Ursache sich zu bedanken. Quecksilber ist in allen

Upx.

Apotheken zu haben, und kostet im Pfunde etwa anderthalb Thaler.

Ehe man das Quecksilber einfüllet muß es erst gereiniget werden. Dies geschieht durch Tuten von Postpapier, wodurch man es in eine untergesetzte recht reine und trockene Tasse laufen läßt. Die Spitze dieser Tute muß so enge zusammengedrehet seyn, daß das Quecksilber wie ein feines Haar dadurch lauft. Wenn man die Tute hernach aufwickelt, so wird man sich über den zurückgebliebenen Schmutz wundern müssen.

Zum Füllen macht man ein kleineres Tütchen, oder läßt sich vom Italiäner ein kleines gläsernes Trichterchen blasen, und setzt dessen Spitze in die Oefnung des Gefäßchens. Man gieße immer nur wenig Quecksilber ein, und bringe das eingegossene jedesmal erst aus dem Gefäß in die Röhre, ehe man wieder eingießt, weil man sonst viel Mühe hat, die Luftblasen herauszubringen. Nemlich jedesmal wenn man eine Portion eingefüllet hat, schleudere man durch eine ruckweise Bewegung, das in dem Gefäßchen befindliche Quecksilber, in die Röhre. Man kehre alsdann die Röhre um und stoße einigemal damit auf dem Tisch, so werden die Luftblasen herausgehen. Damit aber das bereits eingefüllte nicht wieder herunter falle, so halte man bei der Fortsetzung

der Arbeit, die Röhre stets in einer schiefen Lage.

Wenn die Röhre bis ohngefähr auf  $\frac{2}{3}$  ihrer ganzen Länge gefüllt ist, so muß das Quecksilber ausgekocht werden. Man fülle zu dem Ende eine große Kohlpfanne mit Bäckerkohlen und wenn die Kohlen recht in der Glut sind, so fasse man die Röhre in der Gegend des Gefäßes, und halte sie dergestalt über das Feuer, daß das Quecksilber erst vorne und dann immer weiter und weiter gegen das Gefäß zu kocht, wodurch dann die Luftblasen ausgetrieben werden. Man wird über die Menge der in dem Quecksilber enthaltenen, und auszutreibenden Luft erstaunen, und sich nicht mehr darüber wundern, daß die meisten der gemeinen Barometer unrichtig gehen, weil die Italiäner das Auskochen unterlassen.

Ist diese Operation glücklich vollbracht und das Quecksilber wieder kalt geworden, so vollende man das Einfüllen, bis das Quecksilber beinahe in das Gefäß reicht. Nun halte man die Röhre lothrecht, so wird das Quecksilber in derselben so weit herabfallen und das Gefäßchen so weit anfüllen, als erforderlich ist, und mit der Luft im Gleichgewicht schweben.

Das zuletzt eingefüllte Quecksilber braucht nicht ausgekocht zu werden. Denn das Auskochen

geschiehet nur zu dem Ende, um in der verschlo-  
 ssenen Röhre einen völlig luftleeren Raum über  
 dem Quecksilber zu erhalten. Es ist also hinrei-  
 chend, wenn nur aus dem öbern Theil der  
 Quecksilbersäule die Luft herausgejagt ist. Denn  
 die im unteren Theile befindliche vermag nicht  
 durch die Säule durchzubringen.

Die eben beschriebene Füllungsart gehet nur  
 bei weiten Röhren an. In den engen kann das  
 Quecksilber die Luft nicht überwältigen. Die  
 Italiäner füllen deswegen das Gefäßchen auf  
 einmal voll Quecksilber, saugen es in die Röhre  
 herauf, und schmelzen sie dann erst zu. Und dies  
 ist die Ursache, warum sich solche enge Röhren,  
 nicht auskochen lassen.

Uebrigens gehet das Auskochen um desto  
 glücklicher von Statten je dünner das Glas der  
 Röhre ist. Denn die von dickem Glase springen  
 sehr leicht, wenn man nicht sehr behutsam damit  
 zu Werke gehet, und sie zu schnell in und aus  
 dem Feuer bringet. Auch läßt sich durch dünnes  
 Glas der Stand des Quecksilbers besser beob-  
 achten als durch dickes.

Noch ist zu beobachten daß das Barometer  
 um desto genauer und empfindlicher wird, je grö-  
 ßer und weiter das daran befindliche Gefäßchen ist.

Die

Die gefüllte Röhre, befestige man nun auf ein schmales Brettchen von recht altem und trockenem Holz, das sich nicht mehr zieht und wirft. Birnbaumholz, das sich mit gewöhnlicher Dinte recht schön schwarz beizen und durch Reiben mit einem wollenen Lappen, dem Ebenholze ähnlich machen läßt, nimmt sich sehr gut zu einem Barometerbrette aus. Man mache in dieses Brett nach der Form der Röhre und des Gefäßchens eine Vertiefung, damit nur die Hälfte des Glases über die Fläche des Brettchens vorstehe, so läßt es sich nicht allein unwandelbarer und sicherer befestigen, sondern auch bequemer beobachten. Die Befestigung selbst geschieht übrigens mit ausgeglühetem Klavierdrahte.

Nun fehlt nichts mehr als die Scale. Um dieselbe richtig zeichnen zu können muß man einen Pariser Fuß haben, der in seine 12 Zolle gehörig eingetheilt ist. Man bezeichne auf dem Brette, neben dem Gefäßchen, ein Punkt, das genau mit der Oberfläche des in dem Gefäße befindlichen Quecksilbers übereintrifft, und von diesem Punkte aus steche man mit einem Handzirkel 28 Pariser Zoll, neben der Röhre aufwärts ab.

Dann steche man auch zwey solcher Zolle auf einem Blättchen starken Papiers ab, und theile jeder in 12 gleiche Theile, welche Linien genannt  
wer

werden. Man schreibe die Zahlen darbey, und leime das Blättchen dergestalt auf, daß es den 27 und 28sten Zoll genau bedeckt. Die Mühe das Wetter dabey schreiben zu wollen, kann man sich gänzlich ersparen. Denn man muß erst durch mehrere Beobachtungen den mittleren Barometerstand (der nicht in allen Orten einerley ist,) ausgemacht haben, ehe man sich des Barometers als eines Wetterpropheten bedienen kann. Ehe ich aber hiervon rede, will ich erst die Verrfertigung der Thermometer beschreiben.

Man erwähle dazu die dünneſten Röhren welche man haben kann, nemlich solche in welchen das Queckſilber einen Faden, der nicht viel dicker als ein Pferdehaar ist, bildet, und laße sich vom Italiäner Kugeln in der Größe der Flintenkugeln daran blasen. Man laße sich dergleichen mit Kugeln versehene Röhren wenigstens ein halbes Duzend bereiten, (wofür man etwa einen halben Thaler bezahlet,) weil manche bey dem Füllen und Sieden verunglücken.

Das Füllen geschiehet über einer Kohlpfanne auf folgende Art

Man wickele oben um die Röhre einen Streifen Papier und umwinde denselben mit einem Zwirnsfaden, dergestalt daß über die Röhre eine

weitere papierne Röhre entstehe, in welche man das Quecksilber einsfüllen kann.

Man halte nun die Kugeln über das Feuer, fülle etwas Quecksilber ein, und nehme sie wieder vom Feuer, so wird sich das eingefüllte Quecksilber, so wie die Kugel nach und nach kalt wird, in die Kugel hinabziehen.

Ist dies geschehen so bringe man die Kugel wieder über das Feuer, laße das darin befindliche Quecksilber kochen, fülle wieder neues Quecksilber ein, und fahre so fort bis Kugel und Röhre ganz gefüllt sind.

Sollte die in der Röhre befindliche Quecksilbersäule nicht zusammenhängend geworden seyn, so bringt man die dazwischen befindliche Luft mit einer hineingestoßenen und wieder zurückgezogenen ausgeglüheten stähleren Klavierseite, oder einem starken Pferdehaare leicht wieder heraus.

An einem dergestalt gefüllten Quecksilberthermometer, müssen neue zwei feste Punkte, gesucht werden, nemlich der Siedepunkt und der Gefrierpunkt; welches eine Winterarbeit ist.

Um den ersteren richtig zu finden, wartet man einen Zeitpunkt ab, in welchem das Barometer genau auf 27 Zolle steht.

Man

Man setzt alsdann das Thermometer in ein so tiefes Kochgefäß, daß die Röhre bis auf ein kleines hervorragendes Ende mit Wasser bedeckt werden kann, und lasse alsdann das Wasser so lange und so heftig kochen, daß das Quecksilber oben aus der Röhre heraus läuft. Wenn nichts mehr herauslaufen will, so nimmt man das Thermometer aus dem kochenden Wasser und hält die Kugel einen Augenblick über glühende Kohlen, da dann noch einige Tröpfchen herauslaufen werden. Man bringe das Thermometer wieder in das kochende Wasser, so wird man bemerken daß nicht allein nun kein Quecksilber mehr aus der Röhre herausläuft, sondern daß sich auch dasselbe stets auf einerlei Punkt hält. Dies ist der Siedepunkt. Man bezeichne ihn durch einen um die Röhre gebundenen schwarzen seidenen Faden, welchen man wenn das Thermometer wieder trocken und kalt geworden ist, mit einem Tröpfchen Leim befestiget.

Um den Gefrierpunkt zu finden, setze man das Thermometer in ein Gefäß voll Schnee, und drücke denselben, besonders um die Kugel, recht fest zusammen, und so weit an der Röhre herauf, als das Quecksilber gesunken ist. Wenn nun der Schnee anfängt zu schmelzen, so wird man bemerken, daß sich das Quecksilber abermals auf einerlei Punkte hält, und weder steigt noch sinket.

Dies ist der gesuchte Gefrierpunkt, welchen man eben so wie der Siedepunkt mit einem seidenen Faden bezeichnet.

Jetzt ist das Thermometer so weit fertig, daß es auf einem Brettchen befestiget werden kann. Man kann es eben so wie das Barometer zur Hälfte in das Holz einlassen, doch ist es besser für die Kugel ein rundes Loch aus dem Brettchen herauszuschneiden, damit dieselben darinnen gleichsam frei schweben und gar kein Holz berühre.

Um die Scale zu verfertigen nimmt man die Entfernung zwischen dem Siede- und Gefrierpunkt mit einem Zirkel, und trägt sie auf das dazu bestimmte Papier. Diese Entfernung theilt man in 80 Grade indem man sie 4 mal halbiret, und die dadurch entstandenen Sechszehntheile, jeden in 5 Theile theilet. 20 solcher Theile setzt man unter den Gefrierpunkt. Die Zahlen schreibt man 5 zu 5 Graden, dergestalt bei, daß man bei dem Gefrierpunkt Null setzt, und von demselben die Grade der Wärme aufwärts und die Grade der Kälte unterwärts zählt. Ist die Zeichnung der Scale vollendet, so klebt man sie dergestalt neben die Thermometerrohre, daß die beiden Hauptpunkte genau neben die Fäden kommen wodurch sie bezeichnet sind.

Ein auf die Art verfertigtes und mit einer solcher Scale versehenes Thermometer, nennt man, (obgleich nicht mit völligem Rechte,) ein Reaumur'sches Quecksilberthermometer. Und dieß ist es, das heutzutage besonders in Frankreich und Deutschland am meisten im Gebrauch ist, und von Tag zu Tage in allgemeineren Gebrauch kommt; welche Ehre es auch, wegen seiner Einfachheit und Verständlichkeit sehr wohl verdient, besonders seit dem sich der berühmte de Luc, um seine Berichtigung und Verbesserung, so viele Mühe gegeben hat.

In England und bei vielen Naturforschern ist das Fahrenheit'sche Thermometer sehr gebräuchlich. Dieß erhält man sehr leicht, wenn man die Scale des Reaumur'schen Thermometers von 4 zu 4 Graden, und einen solchen Viergradtheil wieder in 9 Theile eintheilet. Zwischen dem Siede und Gefrierpunkt befinden sich also 180 Fahrenheit'sche Grade. Setzt man nun noch 32 solcher Grade unter dem Gefrierpunkt, und schreibt dahin, oder welches einerlei ist, bei dem 8ten Reaumur'schen Grad der Kälte die Null, und zählt von da aufwärts, dergestalt, daß der 212te Grad im Siedepunkt aufhöret, so hat man eine Fahrenheit'sche Scale, die man auf ein besonderes Papier zeichnen, und auf die andere Seite des Thermometerbrettchens, neben die Röhre dergestalt

stalt kleben kann daß die gedachten Hauptpunkte mit den Reaumürschen, und den Fäden der Röhre übereinstimmen.

Was nun den richtigen Gebrauch des Barometers und Thermometers betrifft, so wird sich derselbe von selbst erklären, wenn ich die Ursachen zeige, warum das in ihren Röhren befindliche Quecksilber bald steigt bald fällt. Ich thue dies zuerst in Ansehung des Barometers.

Man stelle sich vor, daß man mit dem Daumen auf das in dem Gefäße befindliche Quecksilber drücke, so begreift man leicht, daß das in der Röhre befindliche, steigen müsse, und zwar um desto höher, je stärker der Druck ist. Läßt der Druck nach so muß es wieder fallen. Man macht also leicht den Schluß daß das Steigen und Fallen, von einem bald vermehrten, bald verminderten Druck der Luft, auf das in dem Gefäße befindliche Quecksilber herrühren müsse, denn kein ander Körper ist vorhanden, welchem man den abwechselnden Druck zuschreiben könnte.

Ein Druck kann nun auf zweierley Art geschehen. Entweder durch die Elasticität, so wie eine gespannte Stahlfeder drückt, oder durch Vermehrung des Gewichtes.

Die Luft ist nun allerdings elastisch — Das heißt, sie besitzt das vermögen sich, wenn sie in einen engeren Raum zusammen gepreßt wird, wieder auszudehnen. Aber wenn sie diese Eigenschaft äußern soll, so muß sie in solchen Gefäßen verschlossen werden welche zu durchdringen nicht vermögend ist, und nirgend hin ausweichen können. Diese Bedingungen finden aber bey der freyen Luft keine Statt. Denn wenn auch der Himmel mit den dicksten Wolken verschlossen wäre, so sind diese doch so dicht nicht, und schließen nirgends an die Erde so fest an, daß der Luft der Durch- und Ausgang versperrt würde. Ich begreiffe deswegen nicht, warum so viele, sonst scharfsinnige Naturforscher, das Steigen und Fallen der Barometer, zum Theil mit, aus der vermehrten oder verminderten Elasticität der Luft haben herleiten wollen.

Die einzige Ursache dieser Erscheinung ist also die Vermehrung oder Verminderung des Gewichtes oder der Schwere der Luft, und darum heißt eben das Werkzeug ein Barometer oder Schwermesser.

Aber wie kommt es dann nun, daß die Luft nicht einerley Gewicht behält, sondern bald schwerer bald leichter wird? Diese Frage kann man sich am leichtesten durch ein Glas Wasser beantworten.

Das

Das Wasser drückt mit einem gewissen Gewicht auf den Boden des Glases, und dieser Druck bleibt einerley, so lange in dem Wasser und Glase, keine Veränderung vorgehen.

Man stelle sich nun vor es würde Salz in das Wasser geworfen, so wird sich dis in dem Wasser auflösen. Dadurch wird also das Wasser schwerer und der Druck auf dem Boden stärker.

Man stelle sich vor, das Salz würde wieder ausgeschieden so wird das Wasser wieder leichter und der Druck auf dem Boden geringer.

Man stelle sich vor, das obere Wasser würde weggegossen, oder wenn es in dem Glase bliebe, so würde seine Schwere ganz oder zum Theil zerstört, so wird das untere Wasser nicht mehr so stark auf den Boden drücken als vorher.

Endlich stelle man sich vor, man könnte den Boden des Glases im Wasser immer höher und höher rücken, so wird er um desto weniger Druck empfinden, je höher er stehet.

Denket man sich nun statt des Wassers Luft, statt des Salzes Wasser, und statt des Glasbodens die Oberfläche des im Barometergefäße befindlichen Quecksilbers, so hat man eine vollständige Erklärung von allen Erscheinungen.

Denn

Denn die Luft löset das Wasser bald in sich auf, bald scheidet sich dieses wieder von ihr aus, und folglich muß sie bald schwerer bald leichter werden.

Wenn es schönes heiteres Wetter ist, so ist das Wasser in der Luft völlig aufgelöset, und daher kommt es daß sie alsdann so klar und durchsichtig ist. Allein alsdann ist sie auch schwerer, drückt folglich stärker, und das Quecksilber muß also in der Barometerrohre steigen.

Im Gegentheil, wenn es trübes regnerisches Wetter ist, oder wenn es wirklich regnet oder schneiet so scheidet sich das in der Luft bisher aufgelöste Wasser aus, und präcipitirt sich. Die Luft wird folglich leichter. Der Druck auf das Quecksilber im Barometergefäße läßt nach, und folglich muß es in der Rohre fallen.

Dieses wechselseitige Auflösen und Ausschelden des Wassers in der Luft, kann man oft unmittelbar am Himmel beobachten, und daraus auf die Veränderung des Wetters schließen.

Man suche sich nehmlich ein kleines einzelnes Wölkchen aus, und beobachte dasselbe einige Minuten lang. Wird dasselbe immer kleiner und dünner, und zerschmilzt es endlich gar in der  
Luft

Luft, so ist die Luft im Auflösen des Wassers begriffen, und man kann mit Gewißheit erwarten, daß das Wetter gut werden wird.

Wird aber das Wölkchen immer größer und dichter und stößt es endlich mit andern Wolken zusammen, so ist das Wasser am Auscheiden und Präcipitiren, und es wird gewiß trübes und schlechtes Wetter. Denn wenn sich das ausgeschiedene Wasser so sehr angehäufet hat daß es die Luft nicht mehr tragen kann, so sinkt es in derselben als Nebel und Regen, oder wenn es gar gefrieret, als Schnee und Hagel herab.

Sobald die eine oder andere Operation anfängt in der Luft vorzugehen, empfindet dieses das Barometer, und sagt also gleichsam voraus, was erfolgen wird. Und weil die Luft öfters mehrere Tage damit zubringt, ehe sie mit ihrer Operation fertig wird, so stehet oft das Barometer niedrig, dieweil es noch gutes Wetter ist, und hoch dieweil es noch stürmt und regnet. Unterdessen kann man sich sicher darauf verlassen daß auf Steigen allemahl gutes und auf Sinken schlechtes Wetter folgen werde, das gegenwärtige Wetter sey auch wie es wolle, und zwar wird das zu erwartende Wetter um desto länger anhalten, je länger es das Barometer vorausgesagt hat und je langsamer und unmerklicher es gestie-

gestiegen oder gefallen ist. Eben so wie ein Pendel um desto weiter jenseits ausschlägt — je weiter es vorher disseit ausschlug.

Steigt oder fällt das Barometer plötzlich und beträchtlich, so folgt die Veränderung des Wetters sehr bald darauf, ist aber nicht lange anhaltend, dergestalt daß man oft darin irre wird, wie Barometerstand und Wetterveränderung zusammen gehören. Dis geschieht vorzüglich in den Monaten März und April, in welchen das Wetter sehr veränderlich ist. Man hat daher geglaubt die Barometer giengen wegen des Aequinoctiums nicht richtig. Aber das Aequinoctium ist gewiß hieran sehr unschuldig. Im Sommer kann man sich fest darauf verlassen, daß wenn das Barometer plötzlich fällt, bald ein Gewitter kommen werde.

Unter dessen ist es aus einer andern Ursache möglich, daß das Steigen oder Sinken des Quecksilbers nicht sehr beträchtlich oder bemercklich ist, obgleich eine beträchtliche Wetterveränderung erfolgt. Diese Ursache ist der Wind der oft in den oberen Luftgegenden wehet, wenn man in den unteren nichts davon bemerkt. Dieser vermindert die Schwere der Luft dadurch, daß er sie mit sich fortreißet, oder gleichsam vor sich her schleudert. Dies hat eben den Erfolg als

wenn die Luftmasse vermindert, oder die oberen Schichten ganz weggeschafft würden, wodurch also ihr Druck auf das Quecksilber im Barometergefäße eben so vermindert wird als der Druck des Wassers auf den Glasboden, wenn ein Theil weggelassen, oder seiner Schwere beraubt würde.

Daß aber die durch den Wind bewegte oder fortgeschleuderte Luft ihrer Schwere beraubt, und also dadurch gewissermaßen vernichtet werde, kan man sich durch einen fortgeschleuderten Stein begreiflich machen. Durch den Stoß welcher der Stein von der Hand empfängt, wird ein Theil seiner Schwere vernichtet, weil die Stoßkraft anfänglich stärker ist als die Schwerkraft. Der Stein kann also nicht ebender zur Erde kommen, bis durch den Widerstand der Luft die Stoßkraft nach und nach geschwächt wird, und die Schwerkraft wieder das Uebergewicht bekommt.

Man begreift hieraus, daß es nicht auf den wirklich hohen oder niedrigen Stand des Quecksilbers im Barometer ankommt, ob das Wetter gut oder schlecht wird, sondern bloß darauf ob es im Steigen oder Sinken begriffen ist, sey dieses auch so unmerklich als es wolle.

Hieraus macht man nun ferner den Schluß, daß es zu nichts dienen könne, das Wetter auf  
des

## I. Barometer u. Thermometer. 83

der Scale anzugeben, und je nachdem der Stand hoch oder niedrig ist, Schön Wetter, Veränderlich, Regen oder Schnee, Sturm u. dgl. dabei zu schreiben, wie auf den Scal'n der Barometer welche die herumreisenden Italiäner verfertigen, gar erbaulich zu lesen ist. Aber eben durch diese Scal'n haben sie die Barometer bei manchem um den Kredit gebracht, und thäten wirklich besser, sie ganz wegzulassen.

Aber wie soll man dann erfahren ob das Barometer im Steigen oder im Sink'n ist wenn es nicht auf den wirklich hohen oder niedrigen Stand des Quecksilbers ankommt?

Bei den gemeinen Barometern mit engen Röhren, hält dis allerdings schwer. Nicht aber bei solchen mit weiten Röhren. Denn ist das Quecksilber am Steigen, so ist seine Oberfläche in der Röhre convex, oder kugelig, ist es aber am Sinken so ist sie concav, oder schlüsselförmig. Auch darf man nur an das Barometerbrett klopfen. Ist das Quecksilber am Steigen, so wird es sich sogleich etwas höher heben, ist es aber am Sinken, etwas tiefer fallen. Denn die Quecksilbersäule reibt sich, indem sie sich auf und nieder bewegt, am Glase, und wird also in ihrer Bewegung aufgehalten. Durch die Erschütterung, welche das Klopfen verursacht, bekommt sie aber

einen Stoß, wodurch sie die Reibung überwindet, und in das gehörige Gleichgewicht gegen die Luft gesetzt wird. Die Heftigkeit eines Stoßes, richtet sich nach der Masse. Und auch aus dieser Ursache, ist eine weite mit vielem Quecksilber angefüllte Röhre, einer engen gar sehr vorzuziehen.

Ob es nun gleich zu nichts dienen kann, das Wetter auf der Scale zu bemerken, und ein Barometer ohne Scale schon brauchbar wäre, so ist es doch in mancher andern Rücksicht gut, den höchsten und niedrigsten wie auch den mittleren Barometerstand zu bemerken. Letzteren erfährt man, wenn man jene beide bezeichnet hat, und die zwischen ihnen befindliche Entfernung mit einem Handzirkel in zwei gleiche Theile theilet, oder auch, wenn man den Barometerstand nach Pariser Zollen und Linien, täglich in einerlei Stunden anschreibet, und nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres, sämtliche Barometerstände addirt, und die Summe mit der Zahl der Beobachtungen dividirt.

Dieser mittlere Barometerstand ist nun nicht an allen Orten einerlei, sondern er ist um desto höher je niedriger ein Ort liegt, und um desto niedriger je höher der Ort liegt.

Um sich dieses zu erklären, darf man sich nur an den im Wasser herauf gerückten Glasboden  
erinnern

## 1. Barometer u. Thermometer. 85

erinnern, der von dem noch darüber befindlichen Wasser einen um desto geringeren Druck erleidet, je höher er gehoben wird. Am mittelländischen Meere ist der mittlere Barometerstand 28 pariser Zoll. Je höher also ein Ort über das Meer erhoben ist, um desto weniger beträgt an demselben, dieser Stand.

Hieraus begreift man zugleich wie sich mit dem Barometer finden läßt um wieviel jeder Ort höher liege als das Meer, wie sich die Höhen der Berge die Gefälle der Flüsse, u. dgl. damit messen lassen. Das hierbei zu beobachtende Verfahren setzt aber verschiedene mathematische Kenntnisse voraus, die sich hier nicht vortragen lassen. Nur so viel muß ich bemerken, daß man die Genauigkeit hierbei nicht weiter, als bis höchstens auf eine Klafter oder französische Toise treiben können.

Ich komme zweitens zur Erklärung des Steigens und Sinkens des Quecksilbers im Thermometer, oder Wärmemesser.

Um sich bis zu versinnlichen nehme man ein Stück Eisen, oder Messingdrath laße es eine Zeitlang in der Kälte liegen, und bezeichne dann auf einem hölzernen Tisch, oder an der Wand sein Maas. Man lege es hierauf auf einen warmen Ofen, daß es so heiß wird, daß man

es noch eben halten kann, und passe es wieder auf das bezeichnete Maaß, so wird man bemerken daß es beträchtlich länger geworden ist, und in eben dem Maaße als es erkaltet, wieder kürzer und kürzer wird.

Das Quecksilber in der Röhre des Thermometers, ist nun ein solcher Drath, der von der Wärme länger, und von der Kälte kürzer wird.

Er ist mit einer Kugel verbunden, und deswegen werden seine Verlängerungen und Verkürzungen noch merklicher. Denn das Quecksilber in der Kugel wird von der Wärme gleichfalls ausgedehnet, da es aber nirgends hier ausweichen kann als in der Röhre, so muß es die darin befindliche Quecksilbersäule um desto mehr verlängern je enger die Röhre ist. Bey der Verkürzung durch die Kälte erfolgt das Gegentheil. Hieraus siehet man zugleich, warum Thermometer mit sehr engen Röhren und großen Kugeln, besser und empfindlicher sind als mit weiten Röhren und kleinen Kugeln.

Ich kann mir leicht vorstellen, daß man hierbey die Frage aufwerfen wird, wirkt dann die Schwere der Luft nicht auch auf das Thermometer, und wirkt die Wärme nicht auf Barometer,

meter, und macht dadurch Irrungen im Steigen und im Sinken des Quecksilbers?

Allerdings, aber nicht beträchtlich. Denn da sich die Quecksilbersäule des Thermometers in der Kugel stämmt, so kann sie einen etwas stärkeren Druck der Luft leicht überwinden. Man findet deswegen auch wenig Unterschied im Steigen und Sinken zweyer zugleich gefertigter und berichteter Thermometer, wovon das eine zugeschmolzen das andere aber offen geblieben ist.

Besser ist es unterdessen das Thermometer zuzuschmelzen, weil die in der Luft enthaltene Säure, die Metalle angreift, und also auch das Quecksilber mit einer Art von Rost überziehet der sich in der Röhre anlegt, und sich sogar in sie einfrisst, wodurch die offenen Thermometer endlich unbrauchbar werden,

Was der Einfluß der Wärme und Kälte auf das Barometer betrifft, so wird freylich die Quecksilbersäule dadurch bald verlängert bald verkürzt. Da sie sich aber nicht stämmt, sondern an beiden Enden frey ist, so zeigt sich die Veränderung auch an beiden Enden, und folglich an jedem Ende, nur halb so stark als sie sich sonst zeigen würde. Dis ist aber unbeträchtlich, daß es im gemeinen Leben ganz aus der

Nicht gelassen werden kann. Bey genauern Beobachtung läßt sich die Verbesserung, wenn der Thermometerstand zugleich beobachtet wird, leicht berechnen, wozu aber die Vorschriften hier zu weitläufig wären.

Bey den sogenannten Geberbarometern, welche aus einer bloßen gekrümmten gleichweiten Röhre, ohne Gefäß, bestehen, wird der Einfluß der Wärme und Kälte schon durch die Art, wie man den Barometerstand beobachtet, verrichtet. Ich muß mich deswegen wundern, daß einige Schriftsteller auch bey diesen Correctionen nach dem Thermometer, haben anbringen wollen.

Auf die gemeinen unausgekochten Barometer hat Wärme und Kälte um deswillen einen großen Einfluß, weil sich oberhalb dem Quecksilber Luft erzeugt, die wenn sie durch die Wärme ausgedehnt wird, das Quecksilber herabdrückt. Dergleichen Barometer stehen folglich immer zu niedrig, und fallen um desto mehr je wärmer es wird. Es ist deswegen nicht zu verwundern, wenn sie so unrichtig gehen, daß man sich gar nicht auf sie verlassen kann. Ob ein Barometer diese nachtheilige Eigenschaft habe, erfährt man leicht, wenn man die Hand auf den luftleerseynenden Theil der Röhre legt, da dann, wenn sich aus dem unausgekochten Quecksilber Luft entwickelt hat, dasselbe fallen wird. Da

## I. Barometer u. Thermometer. 89

Daher ist es die beste Probe eines Barometers, wenn es sich unbeweglich auf einerlei Punkt hält, die Hand erwärme auch den luftleeren Theil, so sehr sie wolle.

Umgekehrt verhält es sich beim Thermometer. Wenn man die Hand auf die Kugel legt, ja sogar, wenn man nur dagegen haucht, muß es schon eine Veränderung zeigen.

Daß übrigens die Wärme und Kälte die Schwere der Luft an sich nicht vermehre oder vermindere und dadurch anders auf das Barometer würde, kann man schon aus dem oben gegebenen Gleichnisse vom Wasser im Glase, begreiflich machen. Das im Glase befindliche Wasser, mag erwärmt werden oder kalt bleiben, so drückt es mit einerlei Gewicht auf dem Boden des Glases. In so fern wäre es einerlei, ob man das Barometer in einem Treibhause oder in einem Eiskeller aufhienge.

Ist aber, kann man noch fragen, die freie Luft genau von eben der Schwere wie die Luft im Zimmer, und ist es einerlei ob man den Barometerstand in diesem oder in jenem beobachtet?

Auch dieses kann man sich aus der Vergleichung der Luft mit Wasser beantworten. Gesezt  
man

man bauete unter dem Wasser Gebäude, die aber nicht wasserdicht, sondern durchaus von dem Wasser durchdrungen wären, so ist ganz begreiflich, daß der Druck des Wassers innerhalb derselben eben stark seyn würde als aufferhalb. So sind auch unsere Häuser nicht luftdicht, sondern vielmehr von der Luft ganz durchdrungen, und folglich ist der Druck der Luft innerhalb derselben, so stark als aufferhalb, und also ihre Wirkung auf das Barometer die nemliche.

Hieraus erhellet, daß es gar nicht nachtheilig ist, das Gefäß am Barometer, mit einem Kästchen zu überdecken, um es vor dem Anstoßen zu sichern. Dann selbst durch die Poren des Holzes, hat die äußere Luft, Gemeinschaft mit der innern.

Anders verhält es sich mit dem Thermometer. Dieses gibt die Wärme oder Kälte der die Kugel unmittelbar umgebenden Luft an, und wird also in einem warmen Zimmer, oder im Sonnenschein viel höher stehen, als in der freyen Luft oder im Schatten. Will man nun nicht bloß die Wärme des Zimmers bestimmen, wie z. E. dis in den Treibhäusern der Fall ist, sondern die Wärme oder Kälte der freyen Luft daran beobachten, so muß man es auch in der freyen Luft aufhängen. Man wählet dazu gemeinlich die

Zorda

Nordseite ein 8 Gebüde, welche wenigstens im Winter, niemals von der Sonne beschienen wird.

Schließlich verweise ich diejenige, die sich von der Verfertigung und dem Gebrauch der Barometer und Thermometer noch umständlichere Kenntnisse erwerben wollen, auf die Schriften eines de Luc, Rosenthal, und Luz. Obiges ist größtentheils Resultat meiner eigenen Erfahrung.

Schwelm im August.

Müller.

## II.

### Die Königsmörder.

(Verfolg der im Monat Juny abgebrochener Unterhaltung.)

Brutus und Cassius, zwei edle Römer, voll patriotischen Eifers und eingedenk der ehemaligen Lage wo noch das Panier der Freiheit auf den 7 Hügeln Roms wehete, ließen endlich ihre so lange unterdrückte Rachsucht schrecklich losbrechen um den Alleinherrscher, den durch die Gunst des Volks so mächtigen Julius Cäsar fühlen zu lassen,

lassen, daß noch nicht durch aller Andern Sklavensinn ströme. Zwar mochte es dieser vergötterte beständige Dictator längst gefürchtet, Warnungen, bis an die letzte Stunde seiner Ermordung, möchten ihn die Unsicherheit seines noch wankenden Thrones sehr wahrscheinlich dargestellt haben; aber daß die Donnerwolke so nahe über seinem Haupte schwebte, daß sogar sein vertrauter und scheinbarer Freund, ein Brutus, den er so künstlich durch Wohlthaten und Geschenke, sich verbunden zu haben wähnte, daß dieser zuerst sich gegen ihn verschwören, zuerst gegen ihn den mörderischen Dolch zücken würde, davon wurde Cäsar erst in dem entscheidenden Augenblicke, bei dem letzten Athemzuge in der römischen Curie überzeugt. Lange schon hatten die wenigen noch übrigen Senatoren das Elend und den Fall der Republick bejammert und gesehen, daß nun ihre Stimmen nur zum Scheine noch gesammelt wurden, um den herrschsüchtigen Anschlägen des Tyrannen eine desto größere Gültigkeit, und beim gemeinen Haufen das Ansehn eines vollgültigen Rathschlusses zu geben, indefs sie sich wohl bewußt waren daß Zwang und Furcht die Triebfedern ihrer Handlungen gewesen waren. Aber die Zeiten hatten sich geändert, niemand wagte es Widerspruch dem allgewaltigen Julius zu thun, und keiner ließ hinter der freundlichen Larve merken, wie ihm der Schmerz und gekränkte

Batera

Vaterlandsliebe Thränen in die Augen treten hießen. Man stimmte in die Triumphgesänge des Pöbels mit ein, aber heimlich wünschte jeder Edeldenkende, daß diesen Usurpator der Freiheit Roms, diesen Sieger in den Feldern Pharsaliens und am Nil, ein Wurfspeer oder die Schärfe eines Bürgerschwerdts ein Ende gemacht haben möchte; aber keiner wagte es diesen schrecklichen Wunsch laut werden zu lassen.

Stumme Verzweiflung herrschte in dem Innern eines jeden, und verbissener Zorn durchwühlte aller Römer Herzen; Günstlinge des Dictators setzten Pläne durch, wodurch sie ihn immer höher hoben, immer eine Würde nach der andern ihm zuschanzten, indes die ehrwürdigen Väter des Staats zu nichtsbedeutenden Jaherren herabsanken und bloß als Puppen den Schein eines Freistaats vorstellen helfen mußten. —

Da erschien dann, wie vom Himmel gesandt, Brutus, der düstre, verschlossene und rachsüchtige Mann, und verschwor sich mit einigen wenigen Senatoren, deren Seele nach Freiheit seufzete, und die doch keinen andern Ausweg sahen, dies verlorne Kleinod wieder zu erlangen, als die Ermordung Cäsars. Armeen konnten sie ihm nicht entgegen setzen, dann dies war ein zu großes Unternehmen für ihre Schwäche, da beson-

ders

ders ihr Feind den gemeinen Hauffen durch Korn- und Länderverschenkungen, so wie durch öffentliche Spiele, wodurch er ihre Aufmerksamkeit von seinen Unternehmungen abzog, so schlau auf seine Seite zu ziehen gewußt hatte.

Die unterdrückte Schwäche nimmt ihre Zuflucht zur List, und sie richtet dadurch oft mehr aus und rächet sich schrecklicher für erlittene Mishandlungen, als die bewafnete Macht, wo von noch in unsern Tagen so deutliche Data vor den Augen liegen.

Auch war es nicht so ganz ungewöhnlich im römischen Staate, Feinde und herrschsüchtige Köpfe auf dem kürzesten Wege aus der Welt zu schaffen. Das Capitol hatte schon das Blut der unruhigen Gracchen fließen gesehen, und vor kurzem noch war der große Pompejus an dem Ufer des Nil's meuchelmörderischer Weise umgebracht worden.

Also Cäsar tod und der Staat frei, war die Losung wodurch Brutus und Casca, Cassius und die übrigen Mitverschwornen an heiliger Stätte sich umarmten und von einander schieden. Der schwarze trauerbewölkte Tag, der 15. März erschien und alles harrete mit stummen fürchterlichen Schweigen, auf des Dictators Erscheinung in  
der

der Versammlung der Väter des Staats. Jedem der zuletzt bis auf 60 und mehr angewachsenen Zahl der Verschwornen schlug das gepresste Herz mit stärkern Schlägen an den unter der Toga versteckten geschliffenen Dolch, und furchtsam, daß ein Seufzer aus beklommner Brust ihn verrathen möchte, stand jeder still und ruhig, dem starren Blick zur Erde gerichtet da, eingehüllt, um das blaße Gesicht nicht zu zeigen und entdeckt zu werden.

Endlich erscheint der Alleinherrscher des römischen Stammes in einer Sänfte getragen, und unterwegs noch werden ihm Zettel und Briefe eingehändigt worinnen man ihn warnt heut an dem durch so viele Vorbedeutungen so traurigen Tage, in die Curia zu gehen; allein mit einer unverzeihlichen Nachlässigkeit steckt Cäsar diese, von einigen Mitverschwornen selbst geschriebene Warnungen, ungelesen ein, und verachtet die ungünstigen Omina des Tages als Erfindungen des Aberglaubens. Ich übergehe hier die von den Opferpriestern und Zeichendeutern ihm gestellten Prognostika, so wie den schreckenden Traum seiner Gemahlin in der letzten Nacht, weil es in heutigen Zeiten spätere Erdichtungen oder Hirngespinnste einer erhitzten Einbildungskraft zu seyn scheinen. Kurz unbesorgt eilt Julius, der von der unsterblichen Göttin, aus Paphos

phos, der Venus und ihrem Abkömmling dem trojischen Fürsten Aeneas seinen Ursprung herleitete dem unvermeidlichen aber für ihn zu schnellen Schicksal entgegen. Mit einer allgewaltigen Herrschermine tritt er als Consul des Jahres vor seinen mit Gold und Elfenbein geschmückten Thron um einen Vortrag, wichtige Entwürfe in sich fassend, zu halten; — aber, hier war es, wo dein Lebensgenius o Cäsar mit Unwillen die Fackel zur Erde warf, und sie, flammend im hellstem Lichte, stampfend austrat, daß selbst sein Zutritt den Erdkreis erschütterte. Mit gekücktem Stahl dringen die beiden Brüder Brutus nebst ihren Verbündeten herzu und von hinten zu stoßt ihm Casca den ersten Dolch in die linke Schulter. Ein zweiter Stoß und noch einer, und Cäsar fühlt, daß der so oft vergötternde Zuruf des Volks ihn doch nicht unsterblich, ihn gegen mörderische Feinde nicht sicher gestellt hat. In dem erblickt er seinen vertrauten Brutus auf sich eindringen, um ihm durch einen kalten Stich ins Herz Dank und Rache fühlen zu lassen.

„Auch du, mein Sohn, unter meinen Mördern! Mit diesen Worten hüllet er sich in seine Toge um auch im Fallen die Anständigkeit nicht zu verletzen, und 20 Stiche erboster Feinde senden seinen großen und vielumfassenden Geist zu früh der Versammlung vergötterter Helden im Eliso zu.

Man

Man hatte beschlossen, den andern Consul Antonius, der nachher so berühmt durch Unruhen, Morde und Schwelgereien wurde, auch mit zu ermorden; und wohl hätte man daran gethan: allein in dem Bude des Schicksals Roms war anders geschrieben. Ein Wink des Trebonius nicht öffentlich zu erscheinen, rettete diesen Bund dieses Ungeheuer von Schandthaten, und ihn bewahrte der Regierer der Begebenheiten dieses Erdenrunds auf, um die durch den Luxus und die Weichlichkeit Asiens verderbte Brut Italiens fühlen zu lassen, welche Grausamkeiten sie bei Zertrümmerung des bewohnten Erdkreises begangen hätten, und wie das wahre Glück nicht darin bestünde, weilkäuftige Königreiche erobert, entfernte Provinzen unterjocht und freien ruhigen Völkern das Joch der Knechtschaft übergeworfen zu haben.

Todtenstille herrschte nun in Rom; die Mörder Cäsars flohen aufs Capitol; Antonius suchte sich durch einen Anhang sicher zu stellen, und wigelte das Volk auf. Nie hatte ein Fürstenmord wichtigere Folgen als dieser, und es konnte auch nicht anders kommen, in einem kränklichen Freistaate der eben in eine Despotie oder Monarchie überzugehen im Begriff steht, wo durch Zeit und Gesetze noch nicht bestimmt ist wer den Scepter erben soll; hier muß freilich die Epoche

verwirrter werden als in einem Reiche, wo schon beim Antritt der Regierung eines Fürsten und oft länger noch vorher bestimmt wird, wer nach ihm auf dem Throne sitzen soll.

Doch diese Wirkungen zu verfolgen liegt außer unserm Gesichtskreise. Wir kehren zu den Mördern des Dictators zurück.

Da kommen sie vom Capitol herab, vom Volke, durch eines Cicero und anderer Fürsprache, begnadigt. Allein lange vermögen sie nicht dem unruhigen und parteisüchtigen Antonius zu widerstehen; und obgleich dieser als Feind das Vaterland, den Schauplatz seiner Intriguen, das tumultuarische Rom zu verlassen, gezwungen wurde, auch in den Gefilden bei Modena ein wichtiges Treffen verlor, so suchte er doch immer noch seine herrschsüchtigen Entwürfe auszuführen, unter dem Vorwande, die Mörder Cäsars zu vertilgen. Und wahrlich, nie rächte sich eine Schandthat an dem Vollzieher derselben mehr als diese. Schwermuthsvoll und stumm in sich gefehrt irrte der Anführer Brutus herum; das Glück schien ihn verlassen zu haben, und die beständige Vereitelung seiner Entwürfe stürzte ihn in einen, der Verzweiflung immer mehr sich nähernden Trübsinn, der endlich in der Nacht vor dem unglücklichen Treffen bei Philippi, so weit  
gleng,

gieng, daß er beim Schimmer seiner nächtlichen Lampe, in seinem Zelte, schauernd die bösen Thaten mit der schrecklichen Zukunft abwägend, ein Gespenst zu erblicken glaubte. Doch wer weiß nicht die bekannte Erscheinungsgeschichte aus Plutarch's Biographien. Schrecken erfüllte das Lager der Mörder Cäsars, das blutige Morgenroth bezeichnete schon die Spur des schwarzen Tages, und noch floh die Ruhe von den Augenlidern des erschrockenen und stummen Brutus. Die Tuba erschallt, und tönt fürchterliche schwarze Ahnungen, durch die zitternden Glieder der Vertheidiger der Freiheit Roms. Die Schlacht beginnt und Brutus wird geschlagen. Unfähig aus seiner Betäubung sich zu reißen, kann er die Ordnung durch angemessne Befehle nicht wiederherstellen. Eine zweite Schlacht — und Brutus wird geschlagen. So viel Schande kann sein unblegsames Herz nicht ertragen, er wünscht den Tod in der Schlacht zu finden, allein auch aus dem wüthendsten Getümmel wird er unverfehrt mit fortgerissen. Cassius der Anführer des andern Flügel giebt alle schon sich zeigenden Vortheile auf und stürzt sich verzweifelnd über sein Schicksal ins Schwert. Brutus verlangt man soll ihn umbringen, aber keiner will die Hand mit seinem schwarzen Blute besudeln. Unwilling reißt er das mörderische Eisen aus der Scheide und stößt es sich mit verbissner Wuth in sein rachsüchtiges Herz.

So endete das Leben zweyer der wichtigsten Fürstenmörder, die durch ihre erhabene Geburt und durch ihre kühne That eine vorzügliche Rolle auf diesem Schauplatz spielten.

Die folgenden Jahrhunderte liefern uns noch viele ähnliche Begebenheiten, deren Folge aber lange nicht von der Wichtigkeit, so wie die Unternehmer derselben ohne Geistesgröße, und oft nur Maschienen waren, die den Stahl in der Fürstenbrust senkten, und daher übergeb ich sie, denn neuere Gegenstände winken mich näher an sich:

In den Lehren der wohlthätigen christlichen Religion, die doch die Rechte der Fürsten und Obrigkeiten eben so sehr, als die Rechte jedes einzelnen Menschen sichert, in den Lehren dieser geheiligten Religion selbst suchte man — kaum läßt sich denken — neue Beschönigungen dieser Unthaten. Beweise giebt schon die Geschichte des orientalischen oder griechischen Kaiserthums. Doch was brauch ich erst lange an den Gestaden des schwarzen Meeres zu weilen, da ich die Beläge dazu in der Nachbarschaft bei unsern Vorgängern und Mustern in Ton und Moden, bei den lustigen und grausamen Bewohnern Galliens finde. Hier beweiset ein Clement, ein Ravailas, in Damien, alle 3 mordende Ungeheuer großer Für-

Fürsten, daß Pfaffengeist und irrige Religionsbegriffe zu den scheußlichsten Unthaten fähig sind.

Jacob Clement ein Mönch aus dem Orden des heiligen Dominikus war mit diesen satanischen Grundsätzen angefüllt, daß man, um dem alles liebenden Gotte und dem Versöhnlichkeit predigenden Evangelio einen Dienst zu erweisen, auch wohl den Thron eines erhabenen Monarchen mit seinem Blute besudeln könnte. Heinrich III. König von Frankreich lag in Verbindung seines Verwandten, Bundesgenossen und Nachfolgers vor Paris, um diese zum Aufruhr und Tumult stets so geneigte Stadt, und die in ihr sich vertheidigenden Anführer des heiligen Bündnisses (Ligue) zu züchtigen und seine unumschränkte Macht wieder empor zu heben. Allein was vermochte sein starkes Heer und alle tapfere und kluge Angriffe seines Vettern Heinrich des Vierten, gegen schwärmenden Fanatismus und alles verwüstende Rebellen, die ihn sogar der Krone verlustig schon erklärt hatten, und nun alle Mittel brauchten um ihre Rache gegen einen König an den Tag zu legen, der sich unter den Schutz eines Keßers begeben hatte. Ihr Werkzeug war der ebengenannte Clement. Er drang ins Lager bis ins königliche Zelt, verlangte mit dem Monarchen zu sprechen, und stieß ihm während der Unterredung das geweihte Messer ins Herz. Er

entfloh,

entfloß, aber Heinrich III. fühlte nur zu sehr die Töblichkeit seiner empfangenen Wunde, er übergab Scepter und Crone dem großen nachmals so berühmte Heinrich aus dem Hause Bourbon, dessen Nachkömmling noch izt den Wankelsinn eines rebellirenden Volke mit Furcht und Schrecken erfährt.

So war es der List eines bigotten Pfaffen gelungen den 1. Aug. im Jahr 1589. zu Saint Cloud den lezten Zweig der französischen Herrscher aus dem Hause Valois zu vertilgen; allein den folgenden Regenten Heinrich IV. erwarteten noch größere Lebensgefabren und Intriguen. Der mit allen Schandthaten erfüllte Orden der Gesellschaft Jesu (Jesuiten) verbreitete seine in der Hölle geschmiedete Grundsätze immer weiter, daß man, um der Religion willen einen Fürsten bekriegen, verfolgen und endlich gar ermorden könne. In Predigten hörte und in Schriften las der Pöbel diese mit gleißnerischer Frömmigkeit vorgebrachten Sätze, wodurch das Wohl der Menschheit untergraben, Pfaffenbespotie überall ausgebreitet, und alle edle Verbindungen unter Freunden und Verwandten aufgehoben werden, kurz, wodurch die Menschen zu Teufeln und die Welt zur Hölle umgeschaffen werden sollte, und das von einer Gesellschaft die ihren Namen von dem erhabensten Menschenfreunde entlehnte. Ha! wem überfällt  
hier

hier nicht Schauer und Entsetzen, wenn er sieht wie Männer, die sich zu Lehrern der Menschheit aufwerfen, sie zu solchen verruchten und entehrenden Schandthaten aufmuntern, und lange Zeit ihre Brüder in Unwissenheit und Dummheit zu erhalten wissen.

Auch an Heinrich dem Vierten wurden die schwarzen Abgeordneten des Lucifers zu Rittern, da sie durch wiederholte Versuche diesem angeblichen Keger, den man vertilgen müsse, aus dem Wege räumten. Umsonst hatte dieser König öffentlich aus Politik die katholische Religion angenommen; umsonst begnadigte er seine Feinde und die Rebellen: umsonst glänzten seine Tugenden und Regententalente hervor; eben dieses machte nur daß man desto schleuniger auf seinen Untergang losarbeitete, weil man ihm als einem ehemaligen und noch heimlichen Calvinisten, der nur aus Staatsklugheit den Pabst als Christlichsthabaren Statthalter auf Erden anerkannt hatte, der, um Frankreichs Wohlstand zu befördern, seine ehemaligen Glaubensgenossen eben so beschützte als seine neuen und in dessen Regierungsdiademe das berühmte Edict von Nantes ein schimmerndes Kleinod bleiben wird, immer noch nicht trauen wollte. Im Jahr 1594 am 27. December, drang der von jesuitischen Grundsätzen begeisterte Sohn eines Pariser Kaufmannes Johann

Hann Chassel, achtzehn Jahr erst alt und doch zu solch einem Bubenstücke schon abgehärtet, in Heinrichs IV. Zimmer, und stieß da dieser eben einen seiner Hofleute umarmen wollte, mit einem Messer nach dem Könige; er verwundete ihn aber nur die Lippe und ließ ihm einen Zahn aus. Man ergrif den Bösewicht und er gestand, er habe seinen abscheulichen Vorsatz seit langer Zeit gefaßt, weil er glaubte, dadurch der Religion einen Dienst zu erweisen, wenn er einen König umbrächte, der noch nicht vom päpstlichen Banne losgesprochen und also kein Mitglied der wahren Kirche sey. Er bekannte zugleich, daß er 3 Jahre lang bei den Jesuiten studiret und bei ihnen sowohl als an andern Orten öfters gehört habe, es sey erlaubt den König zu ermorden. Diese abscheuliche Lehren fand das Parlament bei der Untersuchung nur zu wahr, den man traf unter andern bei seinem Lehrer, den jesuitischen Professor Guirgnard, einen, schon zur Zeit der Ermordung Heinrichs III. geschriebenen Aufsatz an, worin bewiesen wurde: es sey erlaubt den König zu tödten. Der Lehrer empfing die gebührende Strafe seiner boshaften Lehrsätze und Chassel ziente den Galgen; auch wurden damals schon alle Jesuiten durch das Parlament zu Paris und einiger anderer aus ihren Gerichtsbarkeiten verbannet, um diese ansteckende Brut von andern Menschen zu entfernen; zugleich befaß

der König eine Pyramide aufzurichten auf welcher diese Schandthat erzählt und die Jesuiten als Anstifter davon angegeben wurden.

Über noch ruhete die Kabale nicht, diesem erhabenen Fürsten nachzustellen, und es gelang ihr endlich auch zu triumphiren. Ganz Vater seiner geliebten Unterthanen, gekrönt mit Ruhm und Ehre, war Heinrich IV. eben im Begriff einen der wichtigsten Entwürfe zum völli'gen Glanze Frankreichs auszuführen, als er von der mörderischen Hand eines Ravaiillac darin gestört wurde. Defter schon hatte man ihn vor seinem gewaltsamen Tode gewarnt und schon viele Anschläge der Meuchelmörder waren entdeckt worden, daher es leicht zu erklären ist, da sich die Gefahren täglich mehrten, und man ihn an vielen Orten schon zum voraus tod sah, wie Heinrich an seinem Todestage so schwermüthig, und gegen die Prophezeihungen der Wahrsager so leichtgläubig seyn konnte. Den 14. März des Jahres 1610, fuhr dieser Monarch voll Unruhe, in Begleitung einiger Hofleute, um sich zu zerstreuen, zu seinem Vertrauten und Rathgeber dem Herzoge von Süilly ins Arsenal. Immer höher wuchs seine Angst und er seufzete und betete fast ununterbrochen. Endlich kam der Wagen in eine enge Gasse. Einige beladene Karren machten, weil sie ihm entgegen kamen, daß die königl. Kutsche

still halten mußte. Die Bedienten, um nicht gestochen zu werden, gehen bei Seite, indeß tritt der verruchte Bösewicht aus Angouleme, Franciskus Ravaiillac auf ein Rad des Wagens worin der König sitzt, und stößt ihm mit einem Messer 2 Wunden in die Brust, wovon die zweite so genau abgemessen trifft, daß Heinrich sogleich tod darnieder sinkt. Der Mörder wird ergriffen und mit den verdientesten Strafen zum Tode verurtheilt.

Es war die abscheulichste Schwärmerei des abergläubischen und unchristlichen Eifers für die Religion, oder vielmehr für ein Fantom und Uding was man Religion nannte, welche das Messer in des besten Königs Herz stieß. Die Menschheit überfällt ein schauerndes Entsetzen, wenn sie bedenkt, daß der beste und gütigste Monarch mitten in seiner Hauptstadt von einem Elenden, den er niemals beleidiget hat, ermordet wird. Und alles dies geschieht unter einem Volke, das diesem Fürsten allein seine Ruhe und Glückseligkeit verdankt, das seine Regenten enthusiastisch bis an den Himmel erhebt, sich des Vorgangs in Erfindungen und Gelehrsamkeit, vor andern Europdern rühmt, und pralerisch seine Moden und Sprache allen Nationen, so wie seine Laster und den neugebornen Freiheitswindel aufdringen will, dabei aber bisher sich immer als

das

das Ideal der Unbeständigkeit, Ausschweifung, Leichtsinngkeit und Rachsucht gezeigt hat.

Kavaiillac gestand, daß sein Vorsatz den König zu morden daraus entstanden sey, weil Heinrich, nach dem allgemeinen Gerücht, im Begriff stehe, den Pabst und die katholischen Fürsten zu bekriegen, und weil er die Ketzer oder Huzenotten nicht ausrotten, noch sich zu röm. Kirche zu bekennen, sie zwingen wollte. Er bekannte daß er aus den Predigten seiner Zeit diese Gründe gelernt habe, wegen welcher es nötig sey den König umzubringen. Dabei aber leugnete er hartnäckig, daß ihn jemand zu dieser That gereizt habe; allein man sah aus seinen Reden deutlich, daß bloß fanatische Verstockung ihn zu diesem Bekenntnis bewog, denn izt ist es beinah gewiß gemacht, daß die Ermordung Heinrichs IV. zwischen den spanischen Ministern, den Jesuiten und dem Herzoge von Evron verabredet worden sey.

Franciscus Damien versuchte eine ähnliche That an dem Könige von Frankreich Ludwig XV. 1757 den 6. Jan., in eben dem Winter, da unser unvergeßliche Friedrich der Einzige, durch die schwarze Unternehmung eines Glasau, vergiftet werden sollte. Beide schändliche Anschläge aber vereitelte die allesbeschützende Vorsehung. Nur  
das

Das Schicksal der beiden Bösewichter war verschieden; indefs der große-philosophische Geist aus Sans Souci seinen vertrauten Kammerlaken begnadigt, und ihn nur in enge Verwahrung bringen ließ, weil ihm an der Verschwiegenheit dieses so verführten Unternehmens, das durch höhere Triebfedern gewiß geleitet wurde, gelegen war, ließ seine Allerchristliche Majestät den gedachten Danten durch alle ersinnliche Martern bis an den langsamsten Tod, die Strafe seiner Bosheit abbüßen, ja die Fleisbergilde in Paris erbot sich sogar, ihre Kunst, durch Abziehung aller Häute des Königsmörders, hier öffentlich zu zeigen.

Zur Ehre Deutschlands muß ich endlich noch bekennen, daß es unter allen seinen Regenten keinen aus Religionshaß hat ermorden sehen. Zwar sind Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und Johann Herzog von Schwaben auch ein Beweis, wie weit Regentendespotie die rachsüchtige und lange gereizte Hitze eines Mannes bringen könne, allein — — doch besser ist ich erzähle.

Kaiser Philipp aus dem schwäbischen Hause der Hohenstaufen hatte schon lange seine Prinzessin Kunigunda dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zur Gemahlin versprochen. Allein es war ihm entweder mit diesem Versprechen nicht  
 Ernst

Ernst gewesen, oder er hatte seine Gesinnungen aus wichtigen Gründen ändern müssen. Kurz der Wittelsbacher mußte seine Wünsche nach Künigunden sich vergehen lassen, und bewarb sich um die Tochter des Herzogs Heinrichs von Vohlen. Um bei diesem besser aufgenommen zu werden, bat er den Kaiser Philipp um Empfehlungsschreiben an den Herzog. Hier aber zeigte der deutsche Monarch einen häßlichen Zug seiner Seele, gegen den ehemaligen Freund und Vertrauten, denn, statt ihn in den Briefen zu loben, schilderte er ihn als einen böshafteu, grausamen wilden Mann. Der schlaue Pfalzgraf argwöhnte nichts gutes, erbrach den Brief unterwegs, fand den widrigen Inhalt, und beschloß sich durch den Tod des Kaisers zu rächen. Er kehrte sogleich um an den Hof Philips zu Bamberg, und wußte sich lange Zeit geschickt zu verbergen, ja sogar in des Regenten Vertrauen einzuschmeicheln. Endlich erfaß er seine Gelegenheit, da er sich auf dem Zimmer des Kaisers, der etwas unpäßlich sich befand, nebst 2 andern Herren voll Zutraulichkeit ihm näherte, und gleichsam zum Scherz sein Schwert entblößte. Philipp befahl ihm das Gewehr einzustecken, weil hier nicht der Ort sey damit zu spielen; allein der Pfalzgraf Otto verwandelte den Scherz in Ernst, machte dem Kaiser harte Vorwürfe wegen seines entzogenen Versprechens sowohl, als wegen des schänd-

schändlichen Uriasbriefes und stieß ihm das Schwerdt in die Brust. Der Mörder entfloß, wurde aber ein Jahr nachher (1209) in die Reichsacht erklärt, in der Gegend von Regensburg gefangen und sogleich entleibet.

Das zweite Unglück wiederfuhr dem Sohne des großen Rudolphi, dem ersten Kaiser aus dem Hause Habsburg. Seinem Vater an Edel- muth, Gerechtigkeitsliebe, Regententugenden und Gnade ganz unähnlich, hatte Albrecht I. seines Mündels und Bruderssohnes, des jungen Herzogs Johann von Schwaben Herzogthum im Besitz genommen, und schien dasselbe nicht heraus- geben zu wollen. Schon war er oft darum er- innert, schon oft hatte Johann ihm gezeigt, daß er volljährig sey, und daß er nun seine Erblän- der selbst regieren könne. Nichts half bei dem eigennütigen Kaiser der durch seine Ländersucht alle Liebe der deutschen Nation verlohren hatte. Auch nicht einmal die Grafschaft Riburg wollte er seinem Neffen herausgeben. Nun sah Johann deutlich worauf es abgesehen war, und einige Mißvergnügte von Adel bestärkten ihn in dieser Meinung, daß sein Ohm ihn zum geistlichen Stande und zu Abtretung seiner Länder zwingen würde. Dadurch wurde des Prinzen Mißmuth und Widerwille in Rachsucht verwandelt, und diese verleitete ihn grausame Mittel zu ergreifen.

Er verschwor sich nebst dreien seiner Begleiter, Rudolph von Wart, Walther von Eisenbach und Ulrich von Palm, wider des Kaisers Leben. Noch einmal ließ der Prinz von Schwaben durch den Bischof von Straßburg um Abtretung seiner Erbländer anhalten, allein auch diesmal schlug es ihm Albrecht aus. Nun war das Vorhaben reif. Der Kaiser hielt sich eben mit einer Armee zu Baden im Nargau auf, da er durch seine unerbittliche Härte und durch die drückenden Grausamkeiten seiner Landvögte, die treuen Schwelger zum Abfall gereizt, und nun bereit war sie seine habüchtig Rache empfinden zu lassen. Vorher aber wollte er noch seine Gemalin in Rheinfelden besuchen. Prinz Johann und die andern 3 Verschwornen begleiteten ihn. Als sie an den Fluß Reuß in der Schweiz kamen, drängten sie sich an den Kaiser, um mit ihm zugleich über den Fluß gesetzt zu werden. Dies geschah und das übrige Gefolge mußte zurück bleiben. Sobald sie sich jenseit des Flusses beim Kloster Königsfelden weit genug entfernt hatten und mit dem Kaiser allein sahen, ermordeten sie ihn plötzlich auf die schrecklichste und grausamste Art. Die Mörder retteten sich mit der Flucht, mehr von ihrem Gewissen als von Menschen verfolgt. Prinz Johann irrte lange herum und starb endlich in einem Kloster zu Pisa. Der einzige von Warth wurde gefangen, und an dem Orte wo Albrecht 1308 war ermordet worden, lebendig gerädert. Ge

! Gegen diese wenige Unholde die Deutschlands  
Ehre verdunkeln, stellen andre Reiche noch eine  
stärkere Anzahl auf und — doch ich bin es müde  
die Bosheit zu verfolgen; der Pinsel fällt mir  
willig aus den Händen, wer Lust hat mag dies  
Schreckliche Gemälde ganz vollenden.

R—d—r.

---

### III.

#### Frohleichnamtsfest und Erleuchtung der Peterskirche am Peterstage in Rom.

Fragment aus dem Tagebuch eines Reisenden in  
Italien.

Die Feierlichkeiten am Frohleichnamtsfeste und  
die am Peterstage, gehören zu den importantesten  
und sehenswürdigsten in Rom. Erstere bestehen  
in achttägigen ProzeSSIONen der gesammten römischen  
Alerisei, bei welcher Gelegenheit die größte Pracht  
der Kirche aufgeboten wird, um die Augen recht  
gläubiger Zuschauer zu weiden — und zu blen-  
den. Die ProzeSSION am 19. Junius war die  
feierlichste und glänzendste von allen, weil der  
Pabst Pius VI. sie selbst hielt. Die der Peters-  
kirche nächsten Sassen, durch welche der Zug ge-

hen sollte, wurden schon mehrere Tage vorher dazu vorbereitet, wider die Sonnenstrahlen mit Leinwand überspannt, das Pflaster mit weissen Sand bedeckt, die Häuser mit Teppichen behangen, und zu beiden Seiten amphitheatralische Gerüste für die Zuschauer errichtet.

Schon um 7 Uhr am Morgen des Festes zog eine große Menge Menschen beiderlei Geschlechts von allen Ständen und Alter in Feierkleidern nach der Basilika von St. Peter, wo sich die Prozession versamlete. Die majestätischen Säulengänge dieses herrlichen Tempels dufteten, so wie der mittlere schöne Platz und die Gassen, von unzähligen gestreuten Blumen, Lorbeer- und Myrtenzweigen. Die Gerüste und alle Fenster der Häuser waren mit den schönsten Römerinnen besetzt. Nie sah ich so viel höchst schöne Weiber und Mädchen mit sehr griechischem Profil und von stolzem Wuchs, versamlet, als hier.

Gegen 9 Uhr nahm die Prozession ihren Anfang. Eine große Anzahl singender Schul- und Waisenknaaben zogen mit brennenden Wachskerzen in den Händen, und von einigen Gliedern päpstlicher Leibwache geführt, voran. Ihnen folgten eine Menge Mönche der verschiedenen Orden in ihren eigenthümlichen Ordenskleidern, die Seminaristen, die Priester der Pfarckirche und die vor-

nehmsten Domkapitel von Rom. Zur Unterscheidung der letztern wurden jedem besondern Stifte große Glocken und seine Baldachine oder Zelte mit dem Namen des Stifts vorgetragen. Diesen folgte eine Zahl von 900. bis 1000 Stadts- und Landpriestern mit vierfachen brennenden Wachskerzen. Fünf Römische von Ubel trugen dann, begleitet von den Konsistorial-Advokaten, den Prokuratoren und Richtern der Rota Romana, und vielen Prälaten, die drei einzelnen und die dreifache reich besetzten goldenen Kronen und den Bischofshut des Papstes. Hierauf folgten endlich die Großkreuze oder Generale der vier geistlichen Orden, vier Kardinäle in schimmernden mit Gold, Perlen und Edelsteinen gestickten Rohrkleidern, von einer großen Menge geistlicher und weltlicher Bedienten begleitet; und zuletzt verschiedene Bischöfe, von welchen der Bischof der griechischen Kirche am herrlichsten geschmückt war. Nachdem diese lange Prozession wenigstens zwei Stunden gedauert hatte, und in feierlicher Stille vorbeigezogen war, kündigte der Donner der Kanonen von der nahen Engelsburg und das Geläute der vielen hundert Glocken in Rom die Ankunft des Oberhaupts der katholischen Kirche an. Ich gesehe, daß sein Anblick stärker auf mich wirkte, als ich wie ein unbefangener Zuschauer vermuthet hatte. Aber man kan sich auch keine so schöne und malerische Gruppe denken, als

als diese war. Auf einer breiten Tragbaare ward der ehrwürdige schöne Greis (denn das ist der jetzige Pabst) auf den Schultern seiner Trabanten, unter einem von Vornehmen von Adel gehaltenen köstlich gestickten Thronhimmel einhergetragen. Der Schritt der Träger war so gleich und langsam, daß der Getragene gleichsam zu schweben schien. Er knicete an einem vor ihm befindlichen kleinen Altar, worauf das Venerabile (die geweihte Hostie) in einer mit vielen großen Brillanten eingefassten Kapsel etwas erhöht stand. Ein weisses mit Gold gesticktes weites Gewand hing über seine Schultern, umgab selbst den Altar, und fiel in großen wallenden Falten von allen Seiten über die Haare bis auf die Träger herab. Er war in dieses Gewand gleichsam eingehüllet; so daß man von dem Körper selbst nur die aufgehobenen und gefalteten Hände und das entblößte graue Haupt sah. Der Mund bewegte sich im stillen Gebet, und die gen Himmel blickenden Augen schienen in Thränen zu schwimmen. Der Ausdruck seines Gesichtes war erhabene inbrünstige Andacht. Man darf sich nicht wundern, daß diese ganze so glücklich ausgedachte und komponirte Scene eine fast unglaubliche Wirkung auf die vom Uberglauben betäubten Sinne des römischen Volks hervorbringt, und es ist unmöglich, ohne innere Bewegung diesen erschütternden Eindruck zu be-

merken; so sah ich, als die Kanonen von der Festung und das Geläute der Glocken die Erscheinung des Pabstes verkündigten, das zu Tausenden versammelte Volk, selbst ehe man ihn erblickte, wie niedergedonnert auf die Knie hinfallen, dann beim Anblick ihres geistlichen Oberhauptes sich an der Brust schlagen, bis auf die Erde beugen, und mit weinenden Augen sich wieder erheben. Hier ist für einem Menschenkenner und Beobachter reicher Stof zu physiognomischen und psychologischen Bemerkungen. Einige fürstliche Generale folgten dem Pabst, und eine große Zahl von Trabanten, Leibgarden zu Fuß und zu Pferde, und Schweizergarden mit glänzenden Harnischen und Helmen von Stahl bedeckt, beschloß den ganzen Zug, welcher, obwohl der Weg selbst nur kurz war, dennoch beinahe fünf Stunden gedauert hatte. Der Pabst bestieg bei der Rückkunft in der Peterskirche den Hochaltar, erteilte der unzähligen Menge den Segen, und nun eilte ein großer Theil des kurz vorher so tief gerührten Volks — nicht etwa zu seinen Geschäften — sondern zu den Weingelagen zurück, die sich dort oft in rasende Bacchanale verwandeln, und gewöhnlich mit Messerstichen und Mord endigen. So wenig vermag die geistliche Regierung in Rom, jenen scheinbaren Eindruck zum Vortheil ihrer Unterthanen anzuwenden, um dadurch die verruchten Ausbrüche ihrer so gewohnten Mordsucht zu hemmen. Ohne

Ohne Vergleich interressanter als jene Funktionen war die mir unvergeßliche Feier des Peterstages am 28sten Junius. Nachdem nemlich der Pabst selbst Vormittags ein Hochamt gehalten, und Nachmittags der neapolitanische Konnetable, Fürst Kolonna, die feierliche Uebergabe des vor Sr. Heiligkeit knieenden Schimmels, des bekannten neapolitanischen Tributus gethan hatte, ward Abends die Peterkirche, vom obersten Kreuz ihrer Kuppel bis auf ihre Grundpfeiler herab, erleuchtet. Ein Anblick, dessen große Wirkung keine Darstellung eines Malers oder Dichters zu erreichen vermag. Meine aufshöchste gespannte Erwartung davon ward unendlich übertroffen, als sich von der Engelsbrücke über die Tiber hinaus das unvergleichliche Schauspiel der erleuchteten Kuppel mir darstellte. Ich glaubte am nächstlichen Himmel die Erscheinung eines Gestirns, daß die Gestalt eines Tempels formirte, zu erblicken. Die Peterkirche ist nämlich nach ihren architektonischen Umrissen mit vielen tausend kleinen, mit Oelpapier umzogenen Lampen, erleuchtet, so daß man durch diese die leuchtenden Umriffe ihrer vortreflichen Architektur, und besonders die der majestätischen Kuppel, alle deutlich unterscheidet, und wie in einer phosphorirenden Zeichnung vor sich sieht. — Nachdem ich mich in der Entfernung lange an diesen über allen Ausdruck prächtigen Anblick geweidet hatte,

näher

näherte ich mich dem Petersplatze, und erwartete dort die zweite größere Erleuchtung der Kuppel, die aber an eigentlicher Schönheit der ersteren nicht gleich. Um 10 Uhr ward ein Zeichen mit der Thurmglöcke gegeben, und in dem Zeitraum eines Augenblicks, im eigentlichen Verstande, sah ich einen Feuerguß vom obersten Kreuz nach allen Seiten über die Kuppel gleichsam herabströmen, sah die von vielen hundert Pechfackeln lodern, und die kleinen Lampen der ersten Erleuchtung vor dem hellern blendenden Glanz verschwinden, der sich wie eine strahlende in der Atmosphäre um die Kuppel her verbreitete. Einige hundert Menschen sind zur Bewirkung dieser zauberähnlichen Veränderung angestellt. Ein jeder derselben erwartet hinter einer hölzernen Klappe das Zeichen, und beim Schlag der Glöcke öffnen alle auf einemmale ihre hölzernen Fensterchen, und zünden mit herausgesteckten Fackeln die vielen hundert an der äußern Kuppel befestigten Pechpfannen an. Ein Schauder ergriff mich bei diesem überraschenden Anblick, und beim Jauchzen der vielen tausend Zuschauer, denen, wie mich viele versicherten, dieses herrliche Schauspiel, obgleich es alle Jahr zweimal wiederholt wird, dennoch jedesmal neu und reizend ist. Auch bleibt es unachahmlich und einzig, weil kein Gebäude in der Welt, was auch parteiische Erzähler dagegen sagen mögen, diesem erhabenen

Tempel an Größe und Schönheit sowohl, als besonders in seiner glücklichen und freien Lage gleich. Ein großes, gleich nachher auf der Engelsburg abgebranntes Feuerwerk, mag theils wegen der Höhe des Orts, wo es gegeben wird, theils wegen des so berühmten Pfauenschwanzes, oder Girandola, welcher von fünftausend auf einmal steigenden und pläzenden Raketen in der Luft formirt wird, zu jeder andern Zeit sehenswürdig seyn, nur gerade jetzt war ihm die Vergleichung mit dem schönern Anblick der unmittelbar vorher erleuchteten Kuppel höchst ungünstig.

---

#### IV.

#### Möchten alle Großen so denken:

Ein bürgerlicher Rechnungsbeamter, der in fürstl. L...n Diensten angestellt ward, bediente sich in seinem ersten Bericht, den er an den verehrungswürdigen Regierungspräsidenten v. \*\*\* abstattete, des gewöhnlichen Schlandrians von Hochpreisklich, Excellenz, Hochdieselben u. s. w. worauf ihm dieser adeliche Regierungspräsident folgende Weisung gab: „Wir sind sämmtlich Diener, keiner von uns ist des andern Unterthan, wir sind alle gleich vor dem Gesetz, nur einer dem

dem andern untergeordnet, um der Ordnung selbst willen. Wozu also die Ausdrücke von un-  
terthänig, von hochpreisllich — von Excellenz —  
von Hochdieselben — oder gar von unterthä-  
nigst — ? Ich bitte, sich in Zukunft diesen Be-  
richt, so wie ich ihn corrigirt habe, zum Norm  
unserß Canzleystils dienen zu lassen. — Bloß  
dem Fürsten sind wir unterthan, denn er hat  
noch das Recht, uns Gesetze zu geben, ein oberer  
Diener giebt einem untern Diener bloß Vor-  
schriften — Weisungen, und wenn der untere Diener  
so klug handelt, wie in diesem Bericht gehandelt  
worden ist, so hat der obere Diener nichts als  
Lobsprüche zu geben. "

von \*\*\*.

## V.

### Cartoffelgrüße zu machen:

Man kochet die Cartoffeln, die ohnehin im  
Frühjahre auszuwachsen und dadurch unschmack-  
haft zu werden pflegen, weich, doch nicht allzu  
weich; schälet die Haut ab, schneidet, wenn sie  
erkaltet, hierauf Scheiben und aus diesen Würfel,  
die man auf einem heißen Ofen oder zur Som-  
merszeit an der Sonne dünne ausstretet, und  
unter

unter fleißigem Umwenden so hart dörret, daß sie ganz glasigt und durchsichtig werden. Ist dieses geschehen, und man hat so viel beisammen, als man auf einmal verfertigen lassen will, so werden sie in die Mühle geliefert, und dem Müller, nach seiner Geschicklichkeit, grobe und klare Grüße hieraus zu verfertigen, übergeben, wobei auch noch zweierlei zu mancherlei Gebrauch nützlichers Mehl abfällt. Hiebei hat der Müller die Vorsichtigkeit zu gebrauchen, daß er die Cartoffeln zwar auf eine scharfe Mühle schüttet, die aber von Sand und Kleyen rein seyn muß, weil sonst alles durch den Sand verderbet, und beinahe unbrauchbar würde. In der Wirthschaft lassen sich beide Gattungen von Grüße eben so, wie die aus Weizen, Spelz, Gerste, Haber &c. bereitete, anwenden, jedoch mit dem Unterschied, daß man diese nicht so lange kochen lassen darf, weil sie schon einmal gekocht ist. Der Geschmack von dieser Speise, wie man gewiß überzeugt ist, wird viele reizen, solche oft zu genießen, besonders wenn man die Klöße, so hiervon verfertigt werden, mit kalter Milch einrühret, in das zu Nudeln zu gebrauchende klare Mehl aber etwas mehr Eyer als an anderes, schläget. Die kleinen Klöße, zu Suppen und Ragout, sowohl aus der Grüße als Mehl sind so gut als die aus klarem Semelmehl gemachten.

## VI.

Einen für das Wasser undurchdringlichen  
Kütt zu verfertigen.

Dieser Kütt ist in Frankreich erfunden, und damit in einer französischen Seestadt eine bewährte Probe angestellt worden. Wegen des häufigen Bauwesens hält man es für nützlich, dessen Verfertigung auch hier bekant zu machen.

Ein am Kai wohnender Kaufmann hatte während der ganzen Fluthzeit seinen Keller immer voll Wasser. Es fiel ihm ein, seine Kellermauern theilweise einzureißen und sie mit nachfolgenden Mörtel wieder aufbauen zu lassen. Seit 10 Jahren hat er nicht einen Tropfen Wasser in seinem Keller gehabt. Das Verfahren ist dieses:

Man muß ungelöschten Kalk, statt in Wasser, in Ochsenblut löschen. Hierauf nimmt man Ziegel, stößt und siebet sie. Diesen Ziegelstaub vermischt man mit dem in Ochsenblut gelöschten Kalk, bis das Ganze die Consistenz eines Mörtels hat, dessen man sich bedient, um die Steine, womit man bauet, zu verbinden. Man überzieht sodann mit dem nemlichen Mörtel; und wenn er trocken ist, welches nicht lange ansteht,

se

so wird er ein so harter Kutt, daß man, um ihn los zu machen, sich eines gehärteten Stahls bedienen muß. Sollte der Mörtel wegen eines feuchten Platzes nicht trocknen, so bedeckt man die Stelle mit Brettern, die man unterstützt, damit er nur nicht gleich abfällt. Hat er aber einmal angefangen zu halten, so kann man die Bretter wieder wegnehmen, und die Sache ist geschehen.

Man kann sich dieses Mittels bey allen Wasserbehältern und andern der Feuchtigkeit ausgesetzten Werken bedienen. Dabey muß man noch bemerken, daß der auf angezeigte Art gelöschte Kalk sich wie der im Wasser gelöschte aufbewahren läßt, und daß man, um sich seiner zu bedienen, ihn nur mit Ochsenblut wiederum zu benehmen braucht.

Sollte nicht eben dieser Kutt etwas mehr verdünnt, einen brauchbaren und dauerhaften Anstrich der Häuser an der Wetterseite abgeben, den man dann nachher, wenn er gehörig getrocknet ist, mit jeder beliebigen Farbe überziehen könnte? Wenn Bauverständige uns hierüber ihre Gedanken mittheilen wollen, werden sie uns sehr verbinden.

## VII.

An die Herrn Herausgeber  
der Niederrh. Unterhaltungen.

Es verdient gewiß wohl Dank, wenn man dem gemeinhin durch den Schein geblendeten großen Haufen, zeigt: daß der Schein trügt. Ihm zuruft: Freunde laßt euch nicht blenden! es ist nicht ganz so wie ihr glaubt. Mit Vergnügen las ich daher die im 5. Hest, angeführten Anekdoten der französischen Revolution.

So viele Alterphilosophen und die Zeitungsschreiber zu L. und H. sagen uns immer, wenn das souveraine Volk einen häßlichen Streich macht, das sind die Aristokraten die alle das Unheil anfangen, das ist nicht die Konstitution.

Was hat denn nun aber die herrliche Konstitution anders noch als namenloses Elend, Mord und Raub, Bruch der heiligsten Verträge erzeugt? Die großmüthigen Menschenfreunde, die die franz. R. sie gaben, krönten ja sogleich das Werk selbst, durch Länderraub und alle Gewaltthätigkeiten, welche Ludwig der XIV. sich nicht einmal erlaubte, und erklärten dabei feierlich das liebe französische Völklein, für das menschenfreundlichste und ruhigste

bigste auf Gottes Erde. Aber hat wohl je der blutdürstigste Tyran unter seinen Sklaven ärger gewüthet, als dieses sanftmüthige ruhige Völkchen seit den Jahren seiner köstlichen Freiheit?

Ja spricht man das steht doch nicht in der Konstitution — freilich wörtlich nicht, denn sonst gehörten die weisen Gesetzgeber wohl billig auf's Rad; allein Folge der Konstitution ist denn doch unleugbar, die ihr Freiheit oder Murrheit trunkenen, so oft willkommen heißt, und das goldene Alter nun schon thörichter weise im Geiste heraufziehen zu sehen wähnet.

Ein Magarin, ein Richelieu und wie die Hart-herzigen alle heißen, mordeten und drückten, dennoch blieb den Unglücklichen die Hofnung, daß nach dem Tode jener Unmenschen die Sache sich ändern könnten, und dem Unterdrückten Lust und Recht werden würde, aber nun ist keine Hofnung der Erlösung, indem des suveränen Volkes Suveränitätswurm nie stirbt, und durch die Schlaueit von Bösewichtern zu allen Zeiten noch verheerender gemacht werden kann. Denn der eifrige Demokrat Brissot sagte ja neulich in der N. U. selbst, daß dem Volke leicht etwas weis gemacht werden könne — und doch soll durch das Volk Frankreichs Glück gegründet werden. O des Widerspruchs!

Wie

Wie herrlich, höre ich von allen Seiten, ist aber nicht die Gleichheit der Stände! Nun kann der Aristokrat nicht mehr despotisiren, nicht mehr den Armen schinden. Wird der Arme aber nur bloß durch Aristokraten gedrückt? Drückt der Hartherzige aller Stände nicht den Schwächeren? Was ist denn also gewonnen? —

Richtet nur recht, und laßt im Gerichte kein Ansehn der Person gelten, dann wird außer Gericht kein Unterschied der Stände, dem die ganze Natur das Wort spricht, schaden. Kann der Geringste, wie im Preussischen, gegen den Edelmann und etwaigen Bedrücker, ja selbst contra Fiscum sein Recht ohne Sorgen ausführen, so bedarf es keine Gleichheit der Stände; der tügendschaste Bauer wird vom Verständigen doch dem verächtlichen Edelmann vorgezogen werden, des Unverständigen Achtung entbehrt er gern und was man dem letztern zollt, zollt man nicht ihm sondern der Ordnung nur.

Daß die Gleichheit der Stände aber dem Stolze einen Kiegel vorschieben sollte, kann ich besonders nicht glauben, der ich sowohl im Vorzimmer eines Kaufmanns als eines Grafen eine Stunde auf Audienz gewartet, mit dem Unterschiede, daß ersterer sie mir im Schlafrock und Pantoffeln ertheilte. Beide aber sahen von ihrer Höhe

Höhe auf mich herab. Ich machte darauf den  
Schluß, daß ein reicher Kaufmann und ein rei-  
cher Graf wenn sie Thoren, stets stolz sind.

Vom Neide oder Hunger gequält, ruft indessen  
so mancher deutsche Scheinphilosoph uns zu:

Jauchzet Bürger! Freie Menschen  
Gaben sich Gesetz  
Daß der Gleichheit Rechte ehrt  
Und der freie König schwört  
Fest zu halten dies Gesetz.

Sollte man nicht mit mehr Wahrheit so sagen:

Weinet Bürger! irre Menschen  
Gaben sich Gesetz  
Daß der Vöbel gleich entehrt  
Der gezwungene König schwört  
Fest zu halten dies Gesetz.

Denn ohne Gram liest man ja nicht, wer an-  
ders noch ein Herz im Busen trägt, die Ausbrü-  
che der Wuth und die Greuel der Neufranken.  
Wer in diesem Lande ist noch ein Augenblick sei-  
nes Lebens sicher? Und neidische und hungrige  
Thoren unsrer Nation ermuntern uns täglich ein  
ähnliches Elend uns zu schaffen — Leben gegen  
eins, man gebe einem jeden ein schuldenfreies  
Ritter.

Ritterguth, und die Freiheitsapostel sind kurirt.  
Denn auffer der freieren Luft die sie sodann athmen,  
werden sie mehr Menschenkenntnis, woran  
es ihnen offenbar zu mangeln scheint, einammeln  
können. v. d. R.

art.  
Was

---

## VIII.

### Auflösung der Kryptographischen Aufgabe im vorigen Heft.

Man darf den Aufsatz selbst nur also lesen,  
daß man an dem letzten Wort in der letzten Zeile  
anfängt, und dann rückwärts in aufsteigenden  
Diagonallinien von der Linken zur Rechten fort-  
fährt; alsdann kommt folgender Reim heraus,  
wie uns derselbe auch von G. D. einem zwölf-  
jährigen Knaben als Preis einer Auflösung, der  
wir htemit für ganz richtig erklären, ist zugesandt  
worden:

Es geht nicht gerade zu in der Welt  
Willst du, daß dir es wohlgelingt,  
Und steht dein Sinn nach Gut und Geld,  
So thu mehr krumm, als gerade Sprünge.  
Wer redlich ist und liebet das Recht,  
Der hat nicht viel und es geht ihm schlecht.

---